

Ansicht:

Der Leiter der Sternwarte Eschenberg, Markus Griesser, ist der Ansicht, als **Kleinplanetenforscher sei er der Welt des Kleinen Prinzen von Antoine de Saint-Exupéry besonders verbunden.** Wie aus einer Medienmitteilung hervorgeht, besuchte vergangene Woche mit Sonja Studer aus Kollbrunn der 50 000. Gast die Sternwarte. Griesser habe ihr nicht nur einen Blumenstrauß überreicht, sondern wegen erwähnter Verbundenheit auch ein Exemplar des Buchs vom Kleinen Prinzen. Der Besuchermeilenstein fällt mit einem anderen Jubiläum zusammen: dem 25-jährigen Bestehen des Observatoriums. Dieses hat nach eigenen Angaben bis dato über 13 000 hochgenaue Positionsmessungen an Asteroiden und Kometen vorgenommen und mehrere Himmelskörper entdeckt. **nm.**

Was Hänschen noch lernen kann.

In seiner Carte blanche «Die totale Verschulung der Kindheit» im «Stadtblatt» vom 15. Juli nahm Eduard Crosina Bezug auf einen Artikel der «NZZ». Der Autor dieses Beitrags stellt nun seinen Text als Reaktion auf Crosinas Beitrag dem «Stadtblatt» in gekürzter Version zur Verfügung: Sollen Dreijährige Englisch sprechen, physikalische Experimente machen oder Lesen und Rechnen lernen? Aus Sicht der Hirnforschung fällt die Antwort klar positiv aus, denn im Alter bis fünf Jahre können Kinder unendlich viel aufnehmen. Diese Erkenntnis sollte auch bildungspolitische Konsequenzen haben. Der deutsche Pädagogikprofessor Norbert Huppertz aus Freiburg sagt es deutlich: «Wenn sie fünf Jahre alt sind, ist entwicklungspsychologisch der Koffer gepackt, der Rest ist dann nur noch Verfeinerung.» Auch die Kindheitsforscherin Donata Elschenbroich aus Frankfurt am Main bezeichnet die frühen Lebensjahre als die elementare Bildungszeit. Sie macht auf «hirnschädigende und förderliche Bedingungen des Aufwachsens» aufmerksam. Negativ auf das neuronale Zentrum für Aufmerksamkeit und Gedächtnis wirke Dauerstress. Hingegen lösten Lernen und Problembearbeitung jene Stoffe im Gehirn aus, die Wohlgefühl erzeugen. Die Neurobiologin Katharina Braun von der Universität Magdeburg bezeichnet das kindliche Gehirn als von Natur aus lernsüchtig. Dabei besteht ein entscheidender Unterschied zwischen dem erwachsenen und dem kindlichen Gehirn. Die frühen kognitiven und emotionalen Erfahrungen hinterlassen viel dauerhaftere Spuren als das spätere Lernen. Versäumnisse während der ersten Lebensjahre haben negative Folgen für die Ausreifung des lernrelevanten Hirnsystems. Umgekehrt bietet dieser hirnbio-logische Mechanismus Eltern und Lehrpersonen eine häufig unterschätzte Chance, die Entwicklung des kindlichen Gehirns zu beeinflussen. Die Erkenntnisse der Neurobiologen belegen das enorme Lernpotenzial der Kinder in jungen Jahren. Kinder in diesem Alter machen keinen Unterschied zwischen schulischem und anderem Lernen. Sie saugen alles in sich auf. Sie lernen auf ihre Weise und nicht wie Erwachsene. Wenn man diese Art zu lernen respektiert, kann

man in der Förderung nichts falsch machen. Kinder wollen von sich aus lesen, schreiben und rechnen. Oder mit den Worten des Genfer Kinderpsychologen Jean Piaget: «Je mehr ein Kind gesehen und gehört hat, desto mehr will es sehen und hören.» Das bedeutende Zeitfenster für die psychische und biologische Entwicklung des Gehirns liegt also in den ersten drei bis fünf Lebensjahren. In Anbetracht dieser Erkenntnis muss die Schule mit der Geburt beginnen. Dabei soll festgehalten werden, dass das kindliche Gehirn in seiner Leistungskapazität nicht überfordert werden kann. Bei Kindern und Jugendlichen ist das, was als Überforderung oder Lernproblem bezeichnet wird, häufig eine Unterforderung oder das Ergebnis von Entmutigung, Frustration oder langweiligem Unterricht. In solchen Fällen gilt es, die angeborene Lust am Lernen wieder zu entdecken. Wenn die Schule mit der Geburt beginnt, müssen viele Eltern und professionelle Erziehungs- und Bildungsinstitutionen umlernen. Insbesondere Kinderkrippen und -horte müssen weniger als «Aufbewahrungs-» denn als Förder- oder Lernstätten verstanden werden. Moderne Lernstätten sollten die altersgerechte emotionale, soziale und kognitive Förderung zum Ziel haben. Das umfasst das Ausbilden der Persönlichkeitsentwicklung, der Sozial- und Umgangsformen sowie Lernerfahrungen. Und damit auch die frühere Förderung von Fertigkeiten wie Lesen, Schreiben und Rechnen. Es gibt nur wenige Länder, in denen die Kinder bei Schuleintritt so alt sind wie in der Schweiz. Und es gibt nur wenige Länder, wo die vorschulische Förderung der Kinder so schlecht ausgebaut ist. In der Schweiz beginnt für die Kinder die obligatorische Schulzeit erst mit sechs bis sieben Jahren. Zuvor können sie während ein bis zwei Jahren den Kindergarten besuchen. Nur im Tessin können die Kinder drei Jahre lang die Scuola dell'infanzia besuchen: Um halb neun bringen die Eltern ihre Kinder in die Schule. Eine Gruppe besteht aus rund 20 Kindern: aus je einem Drittel grossen (Fünfjährige), mittleren (Vierjährige) und kleinen Kindern (Dreijährige). Bis am Mittag wird gelernt, gespielt und gearbeitet, dann wird miteinander gegessen. Nach dem Es-

sen und Zähneputzen folgt die Ruhe-stunde für die Kleineren. Jedes Kind hat sein Bett und macht es sich mit Stofftier oder Büchlein ausgerüstet bequem. Währenddessen hantieren die Grösseren mit Buchstaben, Zahlen und Zeichen – eine Vorbereitung auf das Lesen, Schreiben und Rechnen. Nachmittags wird bis vier Uhr gespielt und gearbeitet. Das Tessiner Modell vereinigt verschiedene Elemente einer adäquaten frühen Förderung. Beispielsweise das Zusammensein mit Kindern verschiedenen Alters, die Tagesstruktur, die soziale Integration oder die Ansätze des kognitiven Lernens. In der früheren Förderung liegt das grösste noch nicht ausgeschöpfte Bildungspotenzial der Schweiz. Die heutigen Krippen, Horte und Kindergärten sind deshalb neu als Lernstätten zu gestalten, in denen Kinder ganzheitlich gefördert werden. Dazu gehören explizit auch so genannte schulische Fertigkeiten. Denn das junge Gehirn «weiss», wo es seine Ressourcen hat, und versucht, diese optimal auszufüllen. In der Schweiz ist nicht nur die Dauer des Kindergartens, sondern sind auch die Inhalte und Ziele, das Eintrittsalter sowie die Trägerschaft von Kanton zu Kanton verschieden. Einzig die Freiwilligkeit des Besuchs der vorschulischen Angebote ist in allen Kantonen festgelegt. In dieser Unverbindlichkeit der Vorschulangebote liegt denn auch ein entscheidender Grund für die fehlenden Konzepte zur frühen Förderung. Schon vor zwei Jahren plädierte deshalb die damalige Chefin des Genfer Erziehungsdepartements Martine Brunschwig Graf «pour une école enfantine obligatoire». Dabei verwies sie auf den entscheidenden Punkt: Erst durch ein Obligatorium und eine strukturelle Harmonisierung der Vorschule in der Schweiz erhalten die frühere Förderung und Schulung der Kinder das erforderliche Gewicht, das sie für eine pädagogisch sinnvolle Entwicklung benötigt. Der Besuch dieser Lernstätten sollte für die Kinder ab drei bis vier Jahren verpflichtend sein, damit alle ähnliche Grundlagen und Chancen für spätere Lernerfolge haben.

Christian Aeberli, Avenir Suisse, Zürich.

Die Greuel im Sudan. Briefe.

Die Zustände rund um den Sudan sind schon einige Zeit bekannt. Trotzdem kommen die Hilfsmassnahmen nur ganz zögerlich in Gange. Nach wie vor sollen rund um Darfur weiterhin Kämpfe und Greuelthaten stattfinden. Die Regierung im Khartum versichert zwar immer wieder, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, aber dies klingt für mich unglaubwürdig. Menschen sterben täglich an den Folgen dieser Kämpfe. Der Druck des Westens mit der Androhung von Sanktionen auf die sudanesisische Regierung reicht scheinbar immer noch nicht aus. Wird der proklamierte Kampf für den Humanismus nicht nur mit vollmundigen Worten und auf dem Papier geführt, so ist eine um ein Vielfaches verstärkte Initiative der Uno und des Westens im Sudan an-

gebracht. Schon tausende Menschen starben einen qualvollen Tod, und weitere werden dieses Schicksal mit ihnen teilen, sofern nicht endlich verstärkt eingegriffen wird.

Pascal Merz, Littau.

Im Sudan herrscht schrecklicher Krieg. Komischerweise scheint dies den letztjährigen Dauer-Demonstranten egal zu sein. Wie waren sie letztes Jahr Woche für Woche – in Peace-Fahnen gehüllt – auf die Strasse gegangen. In Anbetracht der Situation im Sudan müsste man jetzt eigentlich von diesen Studenten, Lehrern und Intellektuellen erwarten, dass sie wieder mobil machen.

Jérôme Schwyzer, Parteisekretär Junge SVP der Stadt Zürich.

Liebe Leserinnen, liebe Leser. Auf diesen Seiten sind Ihre Meinungen zu ärgerlichen, erfreulichen oder aufwühlenden Themen und Erlebnissen des täglichen Stadtlebens gefragt und sehr erwünscht! Auch Feedback auf Artikel und Kolumnen, die im «Stadtblatt» erschienen sind, wird selbstverständlich gerne publiziert. Die Redaktion behält es sich auf diesen beiden Seiten jedoch vor, die eingesandten Leserbriefe nach allgemeinem Kürzungsrecht dem Sinn nach zu redigieren und gegebenenfalls zu kürzen. Bitte senden Sie Ihre Beiträge an: «Stadtblatt», Garnmarkt 1, Postfach 2411, 8401 Winterthur; Fax: 052 212 75 07; E-Mail: redaktion@stadtblatt.ch.

Redaktion & Verlag.

Warum immer so abschätzig?



Intermezzo.

Tja, und wieder einmal beginnt alles mit einem meiner Erlebnisse. Ich war letzten Donnerstag auf dem Weg zum Hauptbahnhof, der Bus blieb gerade stehen, als ich ein paar ältere Leute reden hörte. Mir war langweilig, und ich fand ihre Gespräche zwar nicht interessant, aber es war um einiges besser als das Gedröhne, welches aus den Kopfhörern meines Sitznachbarn drang.

■ ■ ■

Nach ein paar Sekunden wusste ich auch schon, worüber sie sich unterhielten. «Hast du diesen Mann vorhin gesehen? Der, der so komisch dagesessen und so starr geguckt hat?» – «Ja, sicher wieder so ein Drogenabhängiger!» – «Ja, ja, früher gab es das noch nicht! Wir haben noch gelesen und draussen ge-

spielt, aber heute ...» Ich wandte den Kopf ab. Den Rest, den sie jetzt sagten, kannte ich nur zu gut.

■ ■ ■

Der Bus stand noch immer. Ich sah auf die Strasse und bemerkte den «Drogenabhängigen». Er sass still auf der Bank und sah ins Leere. Ich war mir nicht sicher, ob er bemerkt hatte, dass vor ihm ein Bus zum Stehen gekommen war. Als ich eine halbe Stunde später in der Stadt umherschlenderte, dachte ich über die älteren Leute nach. Warum störte sie dieser Mann? Er war nicht aggressiv und damit auch nicht gefährlich. Ich fand ihn nicht einmal furchteinflössend. Ich weiss, das klingt seltsam, aber ich mag diese Menschen. Ich rede auch oft mit ihnen, wenn sie zum Beispiel neben mir im Bus oder im Zug sitzen. Meistens sind es sogar die besseren Gesprächspartner als jene, die sich als «normal» bezeichnen. Ich finde es schön, wenn man mit Leuten spricht, die es sich sonst nur gewöhnt sind, angestarrt zu werden, und abschätziges Bemerkungen über sich ergehen lassen zu müssen.

■ ■ ■

Und das Beste an einem solchen Gespräch: Ich habe noch nie mit einem drogenabhängigen Menschen gesprochen, der sich in irgendeiner

Weise über jene Leute lustig gemacht hat, die über ihn lästern. Wenn man sie darauf anspricht, reagieren zwar die meisten mit Abblocken, oder manche reagieren mit Trauer, aber keiner von ihnen reagiert abschätzig oder aggressiv. Ich weiss nicht, ob sie das aus Rücksicht gemacht haben, weil ich noch nicht erwachsen bin, aber ich finde es trotzdem grossartig von ihnen.

■ ■ ■

Ich finde, die Leute, die immer so unglaublich nett über andere reden, sollten sich einmal überlegen, wie es sein muss, krank zu sein. Obwohl: Kann man eine Sucht als Krankheit bezeichnen? Ich glaube nicht, dass diese abhängigen Leute krank sind, sondern dass sie ein Problem haben und versuchen, dieses mit ihrer Sucht zu überdecken. Oder aber die Sucht ist eine Flucht. Eine Flucht aus dem Alltag, der von diesen Personen, die gerne reden, zur Hölle gemacht wird. Und deshalb ist ein Mensch doch nicht schlechter als ein anderer, oder? Ausserdem müssen auch wir uns fragen. Denn schliesslich ist es auch unsere Gesellschaft, in der diese abhängigen Personen leben ...

■ ■ ■

Anita Hofer.

Zitat: _____

«Heute gehören Name und Auftritt bereits zum Alltag der Stadt und Region Winterthur.»

In der ersten Ausgabe der Kundenzeitschrift «Stadtbus aktuell» wendet sich Stadtbus-Direktor Urs Huber in einem Editorial höchstpersönlich an die geneigte Leserschaft. Ob er mit seiner eingangs erwähnten Aussage zum Namenwechsel seines Unternehmens richtig liegt, sei dahingestellt. Immerhin: Auf der letzten Seite ist nachzulesen, dass der öffentliche Verkehr in Winterthur nicht zum ersten Mal umbenannt wurde: Anno 1895 nahm eine Organisation namens Tram-Omnibus-Genossenschaft Winterthur den Rösslitrambetrieb auf. Fünf Jahre später ging sie an die Stadt über und hiess fortan Winterthurer Strassenbahn. Erst 1983 folgte der bis 2004 geltende Name Winterthurer Verkehrsbetriebe. **nm.**